

1968 aus meiner heutigen Sicht

Klaus-Peter Hertzsch

Im zurückliegenden Jahrzehnt begegnet mir beim Blick auf die Kirche in der DDR in Buchtiteln, Akademieprogrammen und Zeitanalysen immer wieder die Formulierung „Zwischen Widerstand und Anpassung“. Ich habe diese Zeit in der DDR erlebt und meine, diesem Raster liegt ein prinzipielles Missverständnis unserer Arbeit zugrunde: Wir seien damals in erster Linie mit der Auseinandersetzung mit dem Staat DDR beschäftigt gewesen: also Anpassung an ihn oder Widerstand gegen ihn, zugespitzter formuliert: „Kumpanei oder Resistance“ oder auch „Freiheit oder Sozialismus“. Natürlich stellte sich auch uns die Frage nach unserem Verhältnis zum Staat; aber das war die Frage nach den Rahmenbedingungen für unser eigentliches Programm: die Verkündigung des Evangeliums in unserem Land und für den Gemeindeaufbau dort. Dabei hatten die vier Jahrzehnte der DDR-Geschichte natürlich auch sehr unterschiedliche Gesichter, sodass die Rahmenbedingungen für uns zu einer Zeit härter, zu einer anderen günstiger waren, zu einer Zeit vor allem Mut, zu einer anderen vor allem Verhandlungsgeschick erforderten. Und wie hoffentlich zu allen Zeiten, gestern wie heute, waren auch damals die staatlichen Gegebenheiten zugleich ein konkreter Situationsbezug für unsere jeweils aktuelle Predigt, für unsere Lebenshilfe für Betroffene, für junge und für alte Menschen. Aber unser eigentliches Thema war das Verhältnis zum Staat natürlich nicht, sondern das war eben Gemeindeaufbau und Verkündigung des Evangeliums in einer gegebenen Lage und mit einer gegebenen Verheißung.

Die kritische Analyse dessen, was wir als Kirche in jenen Jahren getan, erreicht und versäumt haben, ist also viel zu undifferenziert dargestellt, wenn sich dies auf die einfache Alternative reduziert: Da

gab es das bösartige Regime des Sozialismus, und die Frage steht jetzt, wie war ihm gegenüber euer Verhalten: Ein klarer, tapferer Widerstand wie einst gegen Hitler oder eine ängstliche, kompromissbereite Anpassung oder eine zynische skrupellose Kumpanei? Ich kann mein Leben, auf das ich jetzt zurückblicke, in diesem Raster nicht unterbringen.

Das zeigt sich in besonderer Weise, wenn ich mich – der Anfrage dieser Untersuchungen entsprechend – an das Jahr 1968 erinnere. Ich war von 1959 bis 1966 Studentenpfarrer in Jena gewesen, hatte also mit Studentinnen und Studenten zusammen gelebt, diskutiert, gebangt und gefeiert, die damals in großer Zahl zur Gemeinde kamen und die neben ihrer Fachausbildung damit beschäftigt waren, sich einen eigenen Standpunkt und eine Weltsicht für ihr künftiges Leben zu erarbeiten. Danach war ich in Berlin drei Jahre lang – also genau in diesen „68er Jahren“ – Leiter der Geschäftsstelle aller evangelischen Studentengemeinden in der DDR. Da die DDR damals außenpolitisch vor allem darum kämpfte, ihre diplomatische Anerkennung in den westlichen Staaten zu erreichen, bekam ich in dieser meiner öffentlichen Position das Visum zu einer Weltkonferenz des Christlichen Studentenweltbundes in der finnischen Stadt Turku. Dort kam ich mitten hinein in den erregten nahezu globalen Aufbruch einer Studentengeneration, die sich einem Kampf gegen die „power structures des Imperialismus“ und der Auslösung einer sozialistischen Weltrevolution verpflichtet fühlten. In meinen Erinnerungen lese ich: „Delegierte aus allen Ländern, in denen unser Weltbund Mitglieder hatte, kamen dort zusammen, eine eindrucksvolle Menge von jungen Leuten aus allen fünf Kontinenten. Auf dem Universitätsgelände der sommerhellen nordischen Stadt fanden aufgeregte Diskussionen, geplante und spontane Versammlungen, Referate und demonstrative Aktionen statt. Das sorgfältig ausgearbeitete Programm wurde schon am ersten Tag über den Haufen geworfen und durch kurzfristige Meinungsbildung ersetzt. Inhaltlich war diese Konferenz ganz und gar von der Planung einer sozialistischen, partizipatorischen und revolutionären Zukunftswelt beherrscht, und eine deutliche Minderheit von methodistischen und pietistischen Studenten aus Indien, aus Afrika oder aus Norwegen hatte einen schweren Stand, wenn sie tapfer daran erinnerte, dass ein

christlicher Weltbund sich fragen müsse, wo in seinen Programmen denn Christus seinen Platz habe. Gelegentlich wurden sie geradezu verhöhnt; Studenten aus Frankreich oder Italien legten die Köpfe schief und sangen Halleluja, wenn einer von ihnen redete.¹ Das Äußerste, was an kirchlicher Tradition noch gemeinsam möglich war, war zum Tagungsabschluss der Gesang von „We shall overcome“. Auf Bitten des Europa-Sekretärs versuchte ich mit meinem lückenhaften Schulenglisch ein paar theologische Aspekte in die Diskussion einzubringen; denn ein solch doktrinäres Übergewicht politischer Planung schien mir dringend korrekturbedürftig. Am Ende der Tagung wurde ich als einer von drei europäischen Mitgliedern in das Exekutivkomitee der WSCF, des Christlichen Studentenweltbundes, gewählt und habe vier Jahre lang dessen Entwicklung verfolgt und mitzuprägen versucht. Der Grund für meine Wahl in dies leitende Gremium war deutlich: Ich war hier einer der ganz Wenigen, die konkrete Erfahrungen mit solch einer sozialistischen Gesellschaftsordnung hatten. Auch viele bewusste Christen in den evangelischen Studentenbewegungen gingen offenbar davon aus, die Menschheit gehe auf eine sozialistische Zukunft zu. Deshalb war ich ein begehrter Gesprächspartner für Studenten vor allem aus Afrika und Lateinamerika. Welche Irrwege, fragten sie, sollten wir beim Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft vermeiden? Und worauf sollten wir von Anfang an achten? Welche Chancen bietet ein sozialistischer Staat? Und welche Möglichkeiten hat eine Kirche, in solch einem Staat weiter zu existieren und sinnvoll zu wirken? Die Frage „Widerstand oder Anpassung“ wäre für sie ganz unverständlich gewesen.

Ähnliche Fragen kannten wir in den 60er Jahren von den Treffen mit Studenten unserer Partnergemeinden aus Tübingen und Würzburg. Auch von ihnen planten viele – im Gegensatz zu ihren Kommilitonen in der SMD (Studentenmission in Deutschland) – eine sozialistische Gesellschaft. Freilich kamen hier einige Komponenten hinzu. Da war zunächst die Erfahrung der alltäglichen Wirklichkeit, die auf die westdeutschen Besucher nicht selten auch ernüchternd

¹ *Hertzsch*, Klaus-Peter: *Sag meinen Kindern, dass sie weiterziehn. Erinnerungen.* Stuttgart ³2005, 172f.

wirkte und für die DDR-Studenten den kritischen Blick für Mängel der Praxis schärfte. Wichtiger noch war die Tatsache, dass wir in einem Land lebten, das vor zwei Jahrzehnten in zwei Staaten geteilt worden war. Mindestens die Eltern unserer Studenten waren oft noch durch die Überzeugung geprägt, eine bürgerlich demokratische Staatsordnung wie in der Bundesrepublik sei die normale Lebensform unseres Volkes und der Versuch, eine neue Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung an ihre Stelle zu setzen, eine vorübergehende Erscheinung. Die Studentengeneration stand also vor der Aufgabe, beide Möglichkeiten kritisch zu überprüfen und sich für einen bürgerlich demokratischen, einen sozialistischen oder vielleicht auch für einen dritten Weg in die Zukunft zu entscheiden. Das prägte natürlich auch in hohem Maß die Diskussionen in unseren Gemeinden, wobei damals die biblische Botschaft – besonders der Propheten und der Bergpredigt Jesu – als Maßstab und verbindliches Kriterium sehr ernst genommen wurde.

Das änderte sich deutlich nach 1989. Als die siegreiche öffentliche Überzeugung galt nun – gestützt auch auf die Totalitarismus-Theorie – die These, in Ostdeutschland habe mit Faschismus und Sozialismus nur eine Diktatur die andere abgelöst und die westliche Grundordnung sei bei allen Mängeln die einzig wirklich menschenwürdige. Danach wurde, wie gesagt, jetzt auch zunehmend unser Verhalten als Kirche in der DDR beurteilt. Heute zeigen sich Risse in dieser Gewissheit. Meine westdeutschen Freunde sagen mir, die Welt der sozialen Marktwirtschaft, in der sie im 20. Jahrhundert gelebt haben, sei auch für sie nicht die Welt der globalen Wettbewerbsgesellschaft, in der wir uns jetzt gemeinsam vorfinden. Mir fällt auf: Während das Wort „Sozialismus“ eine Weile weitgehend tabuisiert wurde, wird heute auch wieder unbefangen von „Kapitalismus“ geredet wie zu Marx' Zeiten. Nicht zufällig nimmt die SPD den Begriff eines „demokratischen Sozialismus“ in ihr neues Programm auf – Willy Brandt hat ja auch lange Zeit einer „sozialistischen Internationalen“ vorgestanden. Und während es völlig undenkbar ist, dass es in irgendeiner deutschen Stadt noch eine Hermann Göring- oder eine Rudolf Heß-Straße gibt, haben in sehr vielen deutschen Städten Karl-Marx- und August-Bebel-, auch Liebknecht- und Luxemburg-, ja selbst verschiedene Thälmann-

Straßen die rigorosen Säuberungen der Wende überdauert. Es wird offenbar davon ausgegangen, dass hier eine eigene, erinnerungswerte Tradition unserer Geschichte nicht vergessen werden darf. Schon in unseren Gemeinden in der DDR, die aus der Tradition der Bekennernden Kirche kamen, war uns klar: eine Gleichsetzung der beiden Regime und damit ein gleicher grundsätzlicher Widerstand gegen beide hätte zu kurz gegriffen. Während Hitler und seine Leute schon in ihrer Zielstellung unmenschlich waren – ein rassistisch und ethnisch „gesäubertes“ raumgreifendes Großdeutschland als unumschränkte Gestaltungsmacht der Welt für die nächsten Jahrhunderte – sein Sieg wäre ein Alptraum für die ganze Welt gewesen –, lag dem Sozialismus offenbar ursprünglich eine menschenfreundliche Idee zugrunde, und sein Scheitern hatte auch darin seinen Grund, dass sie mehrfach in blutige Hände geraten ist – wie manch andere hoffnungsvolle Bemühung der Menschheit. Eine persönliche Erinnerung: Ich bin in einem Pfarrhaus aufgewachsen, mein Vater gehörte zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus – vor allem mit Untergrundsaktionen zur Rettung von Juden. Er war, in einem konservativ kaisertreuen Pfarrhaus aufgewachsen, nach einer erbarmungslos harten Arbeit als Werkstudent unter Tage zu der Überzeugung gekommen, die Kirche müsse sich entschieden für soziale Gerechtigkeit einsetzen. Karl Barths Tambacher Rede, Paul Tillichs Theologie oder das Darmstädter Wort des Reichsbruderrats 1947 begründeten eine Parteinahme für einen armenfreundlichen Sozialismus, und ich habe seine Trauer in Erinnerung, mit der er unter Fehlentwicklungen und Zwangsmaßnahmen in der DDR litt, die seiner Vorstellung eines wirklichen Sozialismus zuwiderliefen. Er hätte sich sicher gefreut, wenn er erlebt hätte, wie auch seine Ideale heute wieder diskussionswürdig werden.

Denn augenscheinlich wächst heute die kritische Sicht auf die herrschende politische und wirtschaftliche Verfasstheit unserer Welt. Das hat offenbar nicht nur aktuelle Gründe – Guantanamo, Irak-Krieg oder Manager-Gehälter –, sondern hier wird tiefer gehend gefragt, wie zukunftsfähig eine Menschenwelt ist, in der die Eigen-dynamik einer rasant wachsenden Wirtschaft, die geradezu gesetzmäßig gleichzeitige Zunahme von exklusivem Reichtum und bitterster Armut und die lebensbedrohliche Klima-Entwicklung von kei-

ner nationalen Regierung mehr beherrschbar sind. Die Frage wird offenbar dringlicher, ob es nicht sinnvolle Steuerungsmöglichkeiten und neue Ansätze für eine Wirtschaft gibt, die nicht mehr den ungezügelter Marktgesetzen ausgesetzt ist, ohne auf die unbrauchbaren Praktiken des gescheiterten realen Sozialismus zurückzugreifen.

Zurück zum Jahre 1968! Angesichts solcher neuer Erfahrungen heute und im Rückblick auf die Ereignisse damals wird mir aufs Neue deutlich, welche Anziehungskraft das Experiment des Prager politischen Frühlings für eine junge Generation besaß, die für eine neue gerechtere Weltordnung eintrat, ohne sich für die erstarrte Welt der Breschnew-Ära entscheiden zu müssen. Auch wir, die vier Mitarbeiter der Berliner ESG-Geschäftsstelle, fuhren im Sommer 1968 nach Prag und erlebten den großen Aufbruch. Wir waren bei Zeitungsredaktionen und in Jugendclubs, und wir haben mit den Leuten auf der Straße geredet. Alles war getragen von Hoffnung und Neugier auf das Kommende. Aus früheren Begegnungen kannte und verehrte ich den Prager Theologen Josef Hromadka. In den Jahren zuvor hatte es in Prag eine auch international viel beachtete christlich-marxistische Dialog-Kultur gegeben, öffentliche Dialoge zwischen dem Theologen Josef Hromadka und dem marxistischen Philosophen Milan Machowec (nach dem Einmarsch der Panzer wurde er Hilfsarbeiter). Dieser offene Dialog trägt nun Früchte, sagte man in der Begeisterung jener Tage. Ich erinnere mich, wie Hromadka mit heller Stimme auf einer Allchristlichen Friedensversammlung in Prag mit Hinweis auf den neu gewählten Präsidenten der Republik Ludvik Svoboda sagte: „Svoboda – das ist ein tschechisches Wort und heißt: ‚Freiheit‘.“ Die Zeichen standen auf einen frei gewählten und frei gestalteten Sozialismus. Plötzlich war diese ganze Stadt Prag in Frühlingsstimmung – Prager Frühling, das Hochgefühl einer historischen Stunde.

Als im August 1968 die sowjetischen Panzer auf dem Wenzelsplatz standen, bedeutete das für viele von uns einen ungeheuer tiefen Einschnitt in eine plötzlich wieder aufgeflammete Hoffnung. Denn dort in Prag hatten jetzt zum ersten Mal die Bevölkerung und mit ihr die Regierenden selber die Gestaltung eines Sozialismus mit menschlichem Gesicht in die Hand genommen. Hier schien ein einleuchtendes neues Modell angeboten zu werden, das einer alten

Vision einen neuen Ansatz bot. Wie viel von solcher Hoffnung in der damals gegebenen Weltlage sich wirklich erfüllt hätte, wissen wir nicht. Jedenfalls breiteten sich auch und gerade unter den Studenten in unseren Gemeinden eine tiefe Resignation und eine Tendenz zu politischer Abstinenz aus, die erst zehn Jahre später einem neuen Aufbruch mit sehr veränderten Zielen Platz machte. Als Michail Gorbatschow in den späten 80er Jahren einen neuen Versuch unternahm, eine offene sozialistische Gesellschaft aus der Sowjetunion zu machen, wurde dieser von Janajew einerseits und Jelzin andererseits zerschlagen. Er kam damit zu spät, und so hat auch ihn das Leben bestraft. Der Rückblick auf 1968 aber zeigt mir, wie viel später wir erst erkennen können, welche Stunde die Weltuhr wirklich geschlagen hat. Was wir aber wissen, ist, dass niemand sie anhalten kann. Neues steht uns bevor.

Klaus-Peter Hertzsch

geboren am 23. September 1930 in Jena; Theologiestudium in Jena; 1957–1959 Konviktsinspektor in Jena und Gemeindepfarrer; 1959–1966 Studentenpfarrer in Jena; 1966–1968 Leiter der Geschäftsstelle der Evangelischen Studentengemeinden der DDR in Berlin; 1967 Promotion zum Dr. theol.; 1968–1995 Professor für Praktische Theologie in Jena; ab 1977 Mitglied der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR und der Thüringer Landessynode.



(Bilder von 1968 aus dem Privatbesitz des Autors)